

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 6. Juny 1835.

68

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey M. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb = u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

C l a r y.

(Fortsetzung.)

Mit ungewohnter Milde und Sanftmuth fuhr die Großtante fort: „Sey offen und aufrichtig, meine gute Clary, rede mit mir wie mit einer Mutter; es hängt so viel ab von der gegenwärtigen Stunde. Du bist noch zu jung, um die Verhältnisse des Lebens verstehen und würdigen zu können; überlasse also die Sorge für dein Glück Menschen, die mit dem herzlichsten Antheil an deinem Wohl Lebensklugheit und Erfahrung verbinden, und die zum Lohn für ihre Liebe nichts von dir verlangen als Wahrheit und Offenheit. Sage mir, mein Kind, liebst du deinen Verlobten?“ Meine Thränen brachen hervor. „Das ist eine trübe Antwort, die mir nur zu deutlich erklärt, was du dich scheuest auszusprechen. Du liebst ihn nicht?“

Ich schüttelte das Haupt.

„Nun so wäre es ja offenbarer Wahnsinn, eine Verbindung einzugehen, die weder durch Liebe noch durch andere bedeutende Vortheile motivirt wird. Eine dergleichen Heirath ist dir noch in 10 Jahren gewiß, wenn du anders so lange warten willst. Nein, Clary, ich habe ganz andere Pläne mit dir, die dein und deiner Familie Wohl bezwecken. Wir wollen alles Frühere als ungeschehen betrachten, und Blendheim, der deiner, wie es scheint, ohnehin schon vergessen hat, laufen lassen.“

„Nein, meine Tante,“ fiel ich ihr entschlossen ins Wort, „darein werde ich nie willigen. Ich habe meinem Vater gelobt, Blendheim's Gattinn zu werden, er ist mit dieser Hoffnung aus der Welt geschieden; ich weiß, welchen Werth er auf mein Versprechen legte, und nichts kann mein gegebenes Wort lösen, als Blendheim selber. Hat er die Gesinnungen, die er sonst für mich hegte, verändert, liebt er eine Andere, oder scheint ihm überhaupt eine Verbindung mit mir nicht mehr wünschenswerth, erst dann werde ich mich als frey und meines Wortes entbunden erachten; bis dahin bleibe ich seine Braut.“

„Du bist ein Kind, ein thörichtes Kind,“ entgegnete sie mit kaum verhal-

renem Unwillen, „das sein eigenes Beste verkennt, und wenn man es gehen ließe,“ — sie hielt inne. „Ich will dich indessen,“ fuhr sie nach einer Weile fort, „zu nichts bereden, noch dich deiner Überzeugung abwendig machen; aber die Pflicht gebietet mir, Klarheit auf alle nur mögliche Weise zu suchen; wir müssen wissen, woran wir uns zu halten haben. Du magst nochmals an *Blendheim* schreiben, ich habe bereits schon an mehrere Freunde, die in *P.* leben, geschrieben, um Erkundigung von seinem jetzigen Thun und Treiben, wie von den Verhältnissen, in denen er sich bewegt, einzuziehen. In wenigen Tagen werde ich eine entscheidende Antwort erhalten; lautet sie günstig, so werde ich dich nicht abhalten zu thun, was dir recht scheint, weil du es nun einmal für deine Pflicht hältst, dein Lebensglück einer einfältigen Marotte aufzuopfern; fällt sie aber so aus, wie ich es vermuthe, um so besser für dich. Wir wollen's nun abwarten.“ Und dabey blieb es. — Ich schrieb an *Blendheim* und übergab meinen Brief meiner Großtante, die mir versprach, die Absendung desselben zu besorgen. Mit gespannter Erwartung sah ich seiner Antwort entgegen, aber ehe noch mein Schreiben an Ort und Stelle seyn konnte, ließ mich meine Großtante eines Morgens zu sich rufen und kündigte mir an, die erwarteten Briefe seyen bereits eingetroffen und hätten ihre Ahnung völlig bestätigt. Sie reichte mir hierauf ein Schreiben hin, dessen Inhalt dahin lautete, daß der königl. p. Bottschafts-Attaché *Baron von Blendheim* vor einigen Tagen seine Verlobung mit einem Fräulein von *K.* gefeyert habe, und daß ihre Vermählung vermuthlich bald erfolgen werde. Ich traute meinen Augen kaum, als ich dieß las, und — soll ich meine Weiberschwäche gestehen? obwohl ich *Blendheim* nie geliebt hatte, überwallte mich doch eine bittere Empfindung, als ich sah, daß er meiner so bald, so völlig vergessen. Gleichet doch der Schmerz gekränkter Eitelkeit beynähe dem gekränkter Liebe. Meine Großtante, den Gang meiner Empfindungen genau berechnend, schwieg eine Weile, dann fragte sie: „Was bist du nun zu thun gesonnen?“ „Es bleibt mir keine Wahl übrig,“ entgegnete ich, meine Aufregung so viel als möglich verbergend. „Ich wünsche *Blendheim* Glück zu seiner neuen Vermählung und betrachte mich, wie sich von selbst versteht, als völlig von ihm geschieden. Vielleicht ist's für uns Beyde besser so.“ — „Für dich gewiß. Es freut mich, daß du diese Nachricht so aufnimmst, wie sie es verdient; glaube mir, es wird eine Zeit kommen, wo du die Wendung, die dein Schicksal jetzt genommen hat, als Grundlage deines künftigen Glückes betrachten wirst.“

Ich fühlte mich zu schwach, meine innere Aufregung länger zu verhehlen, und entfernte mich schnell. Als ich mich in meinem Zimmer allein befand, sank ich von Thränen erstickt auf meine Knie. Das Schreckliche meiner Lage stellte sich mir in seinem ganzen Umfange dar, ich sah mich verlassen, hilfloser als je, ohne Schutz, ohne Freund, einzig und allein auf die Gnade meiner Verwandten hingewiesen. Trotz der Gleichgültigkeit, die ich für *Blendheim* stets empfunden hatte, war mir in der letzten Zeit die Verbindung mit ihm wünschenswerth geworden, da sie meiner drückenden Abhängigkeit ein Ende machen, und mir eine feste Stellung in der Welt geben sollte; ich fühlte, daß es mir leichter seyn würde, seine Launen, ja selbst seine leidenschaftliche Heftigkeit zu ertragen, als meiner Verwandten Geringschätzung und Lieblosigkeit. Das war nun Alles vorüber, ich hatte nichts mehr zu hoffen; dunkel und nächtlich wie das Grab starrte die Zukunft mich an und von Schmerz

überwältigt, siehe ich zu Gott, er möge mein Leiden enden. O, hätte er doch mein Flehen erhört!

Ich war eines Nachmittags, nachdem sich die andern in den Garten begeben hatten, allein im Salon zurückgeblieben. Eben heute hatte ich wiederum einige Demüthigungen erfahren, die mir tief ins Herz schnitten, und deren Erinnerung mir Thränen schmerzlicher Empörung in die Augen drängten; ich ließ ihnen, da ich nun allein war, freyen Lauf, und weinte bitterlich. Ganz in meinem Gram verloren, überhörte ich, was um mich vorging, und erst als ich mich sanft bey der Hand ergriffen fühlte, blickte ich erschreckt auf. Wahlburg stand vor mir. „Sie weinen?“ fragte er mit milder Theilnahme, „und warum?“

Ich fühlte mich tief erröthen; verlegen und verwirrt, wie ich war, vermochte ich nur einige unzusammenhängende Worte zu stammeln. Wahlburg hatte neben mir Platz genommen, meine Hand ruhte in der seinigen, sein Blick auf meinen Zügen, als wolle er mir in die tiefste Seele schauen, dann nahm er wieder das Wort.

„Was haben Sie? was erpreßt Ihnen diese schmerzlichen Tropfen? Fassen Sie doch Vertrauen zu mir, und seyn Sie versichert, daß, wenn Sie einwilligen, mir die Ursache Ihres Kammers zu entdecken, ich Alles anbieten werde, dieselbe zu heben, insofern dieß in meiner Macht steht. Betrachten Sie mich als einen Freund, der keine größere Freude kennt, als Ihnen nützlich seyn zu können. Das Peinliche Ihrer jetzigen Lage habe ich längst vermuthet, und Sie in meinem tiefsten Herzen beklagt; ich kenne Ihre Verwandten, und kann darum die Unannehmlichkeit, die Ihre Stellung mit sich bringt, leicht ermessen. Es ist hart, in früher Jugend so allein, so verlassen zu stehen, ohne eine verwandte Seele, eine Blume unter Nesseln. So standen Sie bis jetzt; nun aber, da ich Ihnen meine treue Freundschaft, meinen Rath, meine Hülfe, wenn Sie deren bedürfen, anbiete, darf ich hoffen, Sie werden sich jetzt weniger vereinzelt fühlen?“

„O mein Freund,“ entgegnete ich, „wie wohlthuend fallen Ihre Worte auf mein wundes Herz. Sie, den ich achte und verehere, wie sonst keinen Mann auf Erden, Sie als Freund betrachten zu dürfen, zu wissen, daß Sie mir Ihren Trost, Ihren Rath nicht versagen wollen, wie könnte ich mich mit diesem Bewußtseyn noch unglücklich fühlen?“

„Gute Clary, und Sie scheuen es nicht, einen Mann zum Freunde zu wählen, der durch Jahre und Erfahrungen über Vieles enttäuscht, das Leben und Treiben der Menschen mit ganz andern Augen betrachtet als Sie? der in seiner vielleicht zu ängstlichen Sorge für Ihr Wohl die ihm gegebenen Rechte mißbrauchend, sich vielleicht zum Richter Ihrer Handlungen aufwirft, Ihnen mit seinem Rathe manchmal lästig werden könnte? Es gibt die Freundschaft ja so große Rechte, die ich, glauben Sie es mir, eifersüchtig bewahren werde. Schreckt Sie das nicht?“

„Nein,“ entgegnete ich fest und bestimmt. „Sie stehen zu hoch in meiner Achtung, als daß mir der Gedanke auch nur für einen Augenblick in die Seele kommen könnte, es sey nicht Alles gut und edel, was Sie einmal als solches erkannt; glauben Sie, die Erfüllung desselben könnte mir dann schwer werden? Ich stehe verlassen im Leben, Sie allein schließen sich mir mit freundlichem Mitgefühl an, so will ich Ihnen denn auch ganz angehören.“

„Ganz angehören?“ fragte Wahlburg ernst, aber mit dem Ausdruck der tiefsten Innigkeit. „Haben Sie bedacht, was dieses Wort sagen will? zu welchen kühnen Hoffnungen es mich berechtigen könnte? Und wenn ich Sie nun beym Worte nähme, wenn ich Ihren Ausspruch in seiner vollsten Bedeutung gelten ließe, und Sie nun fragte: Clary, wollen Sie mir ganz angehören? was würde dann Ihre Antwort seyn?“

Ich fühlte dunkle Röthe mein Antlitz bedecken, aber weder Verlegenheit noch Scham, sondern Stolz und Freude trieben mir das Blut in die Wangen, und mit ruhiger Fassung vermochte ich zu erwidern: „Ich würde mein Wort nicht zurücknehmen!“

„Wenn das ist, so denken Sie, ich habe jene Frage an Sie gethan. Ja, Clary, obwohl weit hinaus über die Jahre jugendlicher Schwärmerey, ist meine Seele darum nicht weniger mit der wärmsten Neigung für Sie erfüllt. Seit ich Sie kennen gelernt in Ihrer himmelklaren Unschuld, seit ich die Reinheit und Tiefe Ihres Gemüthes, die sanfte Milde Ihres Herzens erkannt, betrachtete ich Ihren Besitz als das höchste Glück, das einem Manne werden könne. Ich hätte mich an Ihre Verwandten, von denen ich vielleicht nicht abgewiesen worden wäre, wenden können; das wollte ich aber nicht, denn mir waren Ihre Gefühle unbekannt; ich wußte nicht, ob Sie nicht ein anderes Bild im Herzen trügen, ob Sie ohne Widerstreben Ihr Leben dem meinigen vereinen möchten. Glauben Sie nicht, ich sey thöricht genug, in meinen Jahren von dem kaum sechzehnjährigen Mädchen Liebe zu fordern; Ihre Freundschaft, Ihr Wohlwollen ist Alles, was ich von Ihnen verlange. Ich spreche nicht von Erfüllung der heiligen Pflichten einer Gattinn; ich bin überzeugt, daß Sie die ernste Hoheit derselben zu würdigen verstehen. Was ich Ihnen zu bieten vermag, ist ein Herz voll treuer, warmer Liebe, die Ihnen bleiben wird, so lange Sie ihrer würdig sind, also ewig; die eifrigste Sorge für Ihr Wohl, und eine anständige, ja glänzende Stellung in der Welt. Ich weiß, wie wenig Werth Sie auf dieß letztere legen, und erwähne desselben auch nur darum, weil es mir zur Einwilligung Ihrer Verwandten verhelfen soll. Antworten Sie mir jetzt nicht, Clary; Sie sind zu aufgereggt, um in diesem Augenblick über Ihr Schicksal entscheiden zu können. Erwägen Sie, was für und gegen eine Verbindung mit mir spricht, und sagen Sie mir in einigen Tagen, ob Sie einwilligen, meine Gattinn zu werden.“

Noch ehe ich etwas zu erwidern vermochte, stand er auf, küßte mich auf die Stirne und entfernte sich schnell.

Mein Entschluß war bald gefaßt; es wäre Wahnsinn gewesen, in meiner dormaligen Lage ein Anerbieten auszusprechen, das meine drückende Abhängigkeit enden, und meine Zukunft sicher stellen sollte. Ich fühlte Freundschaft für Wahlburg und hoffte mit ihm wenigstens nicht unglücklich zu seyn. Als ich bey seinem nächsten Besuche seinem fragenden Blicke begegnete, winkte ich bejahend, er verstand mich. Bald erfolgte eine förmliche Werbung um meine Hand, die ihm auch, nachdem man mich der Form wegen befragt, und ich eingewilligt hatte, von meinen Verwandten zugesagt wurde. In wenigen Wochen war ich Wahlburg's Gattinn.

(Die Fortsetzung folgt.)

D a s E c h o.

(Alpensage.)

Wer ruft da aus dem Felsenthurme Dummpf meine Worte nach? Und zürn' ich d'rob, klinge's wie im Sturme Noch lauter, was ich sprach!	Er wiegt den Wald auf seinem Haupte, Und streckt sich riesengroß; Den Hirtenknaben, den er raubte, Hält er im Felsenschooß.
Doch steh' ich schweigend hier und sinne, Schweigt auch die Stimme dort! Es tönt von hoher Felsenrinne Des Echo Geisterwort!	Drauf kam die Mutter unsres Knaben, Ihn rufend überall, Sie will den armen Jungen haben, Und Jammer füllt das Thal.
Kast möcht' ich glauben und vertrauen, Was sich der Alpen sagt: Dass in der Verge düstern Gauen Ein Knabe weinend klagt.	Da wird der Geist in seinem Grimme Mit weichem Sinn erfüllt, Und mit des Morgenlüstchens Stimme Spricht er zur Mutter mild:
Es stieg einmal, noch hoch am Tage, Ein Knabe wohlgenuth; Er stimmte über's Steingelage Hinauf mit leichtem Blut.	„Lass ab vom Sohn, lass ab vom Weinen, „Er kommt nie mehr zu dir; „Ich will ihn fest mit mir vereinen, „Er ringt sich nie aus mir.
Doch wie es nachtet schwarz und dunkel, Da ward's ihm nicht so leicht, Und Wolkenflut für Sterngefunkel Umzog den Himmel feucht.	„Ich will ihm geben tausend Füße „Und tausend Stimmen mit, „Damit ich treulich Alles wisse „Aus meinem Waldgebiet.
Und wie er nicht hinab mehr findet Und auch nicht mehr hinan, Schaut ihn vom Gipfel nach: erblindet Der Alpenkönig an.	„Er soll die Töne wiederhallen „Von Bergen, Strom und Hain; „Doch soll ihm eigen auch vor allen „Die Menschenstimme sehn!“
Er zieht das Nachtwölck zu Falten, Des Spätroths Purpurstreif Läßt er als Mantel glühend walten, Und schlägt damit den Reif.	Drum, wenn der Donner rollt im Haine, Und wenn der Wanderer spricht, Wenn Bäume stürzen und Gesteine, Bergigt's der Knabe nicht.
Der Stimme Ruf ist Donnerrollen, Und Blick der Augen Glut, Vom Schaume seines Hornes schwellen Die Bäche schnell zur Flut.	Stets sagt er nach, was er vernommen, Oft hundertmal zugleich, Doch wird er nie dem Geist' entkommen Aus seinem Alpenreich.
Du armer Knabe! ruh' und schweige, Und gönne dir doch Kast, Wenn schon die Sonne sank zur Reige, In deinem Steinpalast!	Ich will nicht fürder zürnend toben Auf deinen Hülfeschrey, Will stille deine Treue loben, Und zieh'n am Fels vorbei.

Joseph Häufler.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Ende März 1835.

Der Carnival hat sein buntes Kleid ausgezogen und sein Werktragsgeßicht wieder angezogen, der Carnival, jener nüchterne Stiefbruder des italienischen, jener Abkömmling des mittelalterlichen Faschings, liegt jetzt begraben unter zerknickten Mästen, verdorbenen Blumen, verbleichem Stitterstaat, und alle Welt gähnt nach dem Balltaumel und reißt sich die bunten Poffen aus den Augen, während die Gegenwart wieder ihre Neuigkeitsprocession beginnt, Opern und Melodramen, Kunstausstellungen und Deputirtenzünge, Ministerwechsel und Concerte vorbeisührend, und also den Faden des Pariser öffentlichen Lebens mit allerley Bildern behängt und keinen Platz offen

läßt, wo nicht ein goldener oder ein hölzerner Rahmen Obdach fände. Unter allen diesen Gegenständen fesselt wohl die Kunstausstellung für den Augenblick die Aufmerksamkeit am meisten. In den schönen Sälen des königlichen Museums findet der Elegant Gelegenheit sich bey schlechtem Wetter dem Publicum ohne Schaden für seine Toilette zu produciren, die Damen flattern von einem Bilde zum andern, wie die böden Schmetterlinge, die der neue Frühling bald an seinen Blüthenkelchen saugen lassen wird, der Forscher und der Künstler, der Beobachter und das gaffende Volk füllen die stolzen Hallen, und die Maler sind glücklich, denn sie können die Werke ihres Geistes, die geliebten Kinder ihrer Phantasie der aufmerksamen Menge vorführen, und von den kühnsten Hoffnungen begeistert, Palläste bauen für ihre Zukunft, ein Eldorado hinzaubern für dies kurze Erdentleben, Blumen und Kränze in ihr Daseyn winden, — die Stüchlichen, wenn nicht die rauhe Hand der Wirklichkeit all diese Träume von Ruhm, Glück und Genuß, wo nicht gänzlich zertrümmert, so doch unbarmerberzig verkümmert. — 2536 Gegenstände sind ausgestellt worden, 2175 Gemälde und 155 Bildnerwerke, das übrige waren Lithographien, Kupferstiche, architectische Zeichnungen u. s. f. Über 1530 Porträts sind abgewiesen worden und über 500 andere Gegenstände ebenfalls, die von der Künstlerjury als nicht annehmbar erklärt wurden, einige Gegenstände, wie z. B. die Kirche von St. Germain l'Auxerrois, von Turpin de Crisse, aus politischen Rücksichten, einige aus persönlichen Einflüsterungen, Parteilichkeiten, die meisten aber als unvollkommene Leistungen. Die hiesigen Maler und Bildhauer, welche ein solches Unglück betroffen, haben nun ein wüthendes Klagegeschrey erhoben und werfen der A u f n a h m e j u r y, vorzüglich den akademischen Malern, den Baronen Gros und Gérard, dem Secretär der Museen, Herrn von Cailleur, so wie dem Bildhauer Bosio die herbsten Schmähungen entgegen, weil vorzüglich auch einige sehr beliebte junge Maler, die unmöglich Schlechteres leisten konnten, als die vielen mittelmäßigen aufgenommenen Stücke, auch von der Jury verworfen worden sind, worunter z. B. ein Tony Johannot zu rechnen ist, anderer bekannter Meister gar nicht zu gedenken. Ingris hat dieses Jahr nichts geboten, und so hat man seinen Molé nicht im Musée Royal bewundern können; Leopold Robert hat nur zwei kleine Bildchen gesandt, da sein großes Gemälde, die Abfahrt italienischer Fischer vorstellend, in Vuffalora aufgehoben, erst nach dem anberaumten Termin hier angelangt ist, jedoch bald in der rue Vivienne ausgestellt werden wird. Baron Gros, der Maler der Napoleon'schen Schule, hat einen Herkules gezeichnet, wie er den bezwungenen Diomed, König von Thrazien, von dessen eigenen Pferden verzehren läßt. Uns Deutschen hat der theatralische Pathos der David'schen Schule nie gefallen wollen, die Franzosen aber selbst keinmal alle dieses Testament eines jetzt überlebten Talentés, das früher eine Schlacht bey Abukir, das Leichenfeld von Eylau und andere große Begebenheiten voller Effect und voller Kenntniß zeichnete. Baron Gérard hat eine heilige Eherese geboten, aber auch seine Blüthenzeit ist vorüber und er schafft keinen Einzug Heinrich des Vierten mehr. Desto zahlreicher hat sich die junge romantische Schule, die neu französische eingefunden, wovon Horaz Vernet, der Director der Akademie zu Rom, die äußerste Rechte, Paul Delaroche, Delacroix, Steuben, die äußerste Linke, Ary Scheffer, der junge Lesmann, die rechte und vielleicht auch die beste Mitte einnehmen. Des Guten, vorzüglich des Niedlichen, Zierlichen, Sauberen, gibt es eine Menge, ganze Reihen traulicher Stillleben, Viehstücke, niederländische Abkömmlinge der großen Reitscher'schen, Terburg'schen und Wouvermann'schen Familie; wir erwähnen vorzüglich in dieser Beziehung einen Namen, der auch bey deutschen Kunstausstellungen mancherley Kränze erworben: Gros-Claude; die Ruhe der Schnitter von Leop. Leprince, der Fischzug von Garneray, ein reizendes catalonisches Innere von Franquelin, ein junges Mädchen von der Insel Coscor von Mle. Gsménard Napoleon in der Champagne, nach dem Béranger'schen Volksliede: les Souvenirs du Peuple, von Dulong, Gruppen von Gitanos oder maurischen Abkömmlingen in Südfrankreich von Colin aus Nîmes, Lautenschläger aus den römischen Staaten, die Ufer der Tiber, die junge Maid aus Albano von Bodinier in Rom, eine Landschaft bey Air in der Provence, catalonische Hirten, von Blondel und dann wieder der gute Hensd'arme, der Negerverkauf, der Barbiergefelle, von Biard, la distraction und le petit nonchalant ebenfalls von Gros-Claude und dem Baron James Rothschild angehörend, Adelaide von Waldorf und Franz aus Götthe's Hög von Verlichingen von Guet, Violetta's Beichte, Fischer aus dem Bearn, der aus America für die Nonne angelangte Papagey von Jacquard, ein Viehstück aus Flandern von Ottevacre aus Evergem, ein normannisches Dorf von Wattetet, alles

Gemälde, die bald in Kupfer gestochen oder als Lithographien die Sammlungen der Liebhaber bereichern werden und in allen Gegenden Europens, in den deutschen Almanachen und in dem Album der schönen Wienerinnen des besten Willkommens gewärtig seyn können. Dieser Reichthum von Geschicklichkeit und Fähigkeit, von getreuem Conterfey der Natur und geistreicher Auffassung ist eines der Zeichen unsers Zeitalters, so mehr Überfülle aber auch da ist an solchen kleinen, spielenden, naiven, anspruchslosen Stücken, desto fühlbarer Mangel an großartig aufgefaßten, geschichtlichen Gegenständen, an künstlerischer Weihe, an classischen Darstellungen, — classisch soll hier nicht den engen, schwindsüchtigen Begriff des französ. en classique haben, sondern das Beywort des wahrhaft Würdigen und Bedeutenen seyn.

Ehe ich aber meinen Wiener Lesern den dramatisch-historischen Theil der diesjährigen Ausstellung vorführe, wo beyläufig gesagt, 235 Damen bengesteuert haben, muß ich in wenig Worten die Anzahl von langweiligen, nüchternen Portraits mustern, um hier und da einige bekannte Gestalten hervorzufinden: jene schöne Blondine in weißem Atlas, die reizende Gräfinn P., die auch in Wien als eine Tochter der Grazien gepriesen wurde (Maler Lehmann), der graue polnische Dichter Niemcewicz von Baron Gros treu wiedergegeben, Pradier, einer der berühmtesten jetzt lebenden französischen Bildhauer, der aber weder Thorwaldsen, noch Dandeker, noch Rauch zu vergleichen ist, und ungefähr ein Talent besitzt wie der treffliche Tiep. Sitzend, stehend, lachend, gähnend, hübsch oder häßlich, geschmeichelt oder verleumdet, erblickt wir Mme. Grisi, die Primadonna der Italiener, Mme. Falcon, die jüngste Nachtigall der französischen Oper, Levasseur, den einzigen jetzt lebenden, guten, französische Bassisten, Mad. Georges, die berühmte Tragikerinn, die einst mit Duchesnois um die Palme rang, und noch jetzt, mit den Ruinen ihrer vergangenen Größe, mit ihrer excentrischen Declamation, und mit ihrer überaus schönen Gesichtsforn die Heldinn auf den Boulevards, die Schuttpatroninn aller Effectmelodramen und der Liebling aller neuromantischen Schulen ist. Die französische Akademie hat uns eine ihrer Verrücken gesandt, Hrn. Jan; das Vaudeville einen der beliebtesten Vaudevillendichter, das französische Theater einige gezielte Liebhaber, das Ballet die kleine, runde Montessu, die den beyden Elfler nie ihre Wiener Pas vergeben wird, Desjaret, die berühmte Schauspielerinn, welche ein eigenes Rollenfach gegründet: das Redde, Naiv-Gemeine; auch politische Gestalten fehlen nicht, zwey Brustbilder Ludwig Philipp's, eines von Scheffer, das andere von Champmartin glaube ich; Graf Flahaut, Marschall Mortier, Portal, Champion und der Mann im kleinen blauen Mantel (l'homme au petit manteau bleu), der wohlthätige Freund der Pariser Armen, der Ausbeiler der Suppen im Winter unter die Leidenden; alle diese verschiedenen Notabilitäten kann man oft in natura und im Conterfey zu gleicher Zeit in den Sälen des Museums begegnen, wo sich die vornehme Welt am Sonnabend, dem Tage, wo man nur durch ein Billet Eingang findet, am zahlreichsten einfundet.

Als Seestücke sind zwey Gudins, ein Windstoss in die Rhede von Algier und eine Ansicht von Havre unstreitig das Beste. Einige Mozins, der Hafen von Leith in Schottland von Duppreffoir, eine Seeschlacht von Dusaulhoy, mehrere Garnerays, Ansichten am Ausfluß der Wolga und des Tweed, gehören zu den werthvollen Erscheinungen der neueren Zeit. Landschaften pflegen gewöhnlich weniger zu fesseln als andere Gegenstände, eine Alpenansicht von Remond, eine Gegend bey Ulm von Gué, das Fest der Jungfrau vom Wasser von Cabat, Blick auf die Bucht von Mont St. Michel, Umgegend von Dünkirchen, von Flers, Waldgebiet von Jolivard, am meisten aber eine sehr üppige Erinnerung aus der Gegend von Rosette in Egypten von Marilhat haben Beyfall gefunden. Diese letztere Landschaft mit ihrer reichen Vegetation, mit ihren breiten Aloëpflanzen und Palmenstämmen, mit den vielen Blumen und Ständen, Platanen und Sycomoren ist äußerst geschickt und imponant. Als Theaterdecoraton würde dieser Gegenstand dem Pariser Parterre jubelnden Beyfall abzwängen. Wenden wir uns endlich, um der deutschen Kunstwelt so viel als möglich einen vollständigen Bericht über das französische Streben zu bieten, zu den größeren Werken, zu der Geschichtsmalerey. —

(Der Schluß folgt.)

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Letzte Vorstellung der italienischen Operngesellschaft.

Unter vorstehendem Titel wurde am 31. May, und zwar zum Vortheile des Chorpersonals, eine Vorstellung gegeben, zu welcher alle in den bisherigen italienischen Opern verwendeten Kräfte vereint aufgeboten waren, um die Reihe dieser Leistungen, nachdem die versprochene Zahl der Abonnementsvorstellungen geliefert worden war, auf die möglichst glänzende Weise zu beschließen. Zu diesem Zwecke wurden von den Vorstellungen, welche sich als die gelungensten und beliebtesten erwiesen hatten, die vorzüglichsten Parthien zusammengestellt und so sahen wir denn (nach einer bekannten italienischen Sitte) an einem und demselben Abend den ersten Act der tragischen Oper: „Anna Bolena“ und den zweyten der komischen: „L'Elisir d'Amore.“ Beyde Opern sind bereits in diesen Blättern weitläufiger besprochen worden, es erübrigt uns daher nur, des rühmlichen Eifers zu gedenken, mit welchem alle Beschäftigten sich dem wohlthollenden, von ihrer Seite redlich verdienten Andenken unseres Publicums zu empfehlen suchten. Sogra. Schüh-Oldosi, welche Wien bereits verlassen haben soll, dankte in herzlichsten, deutschen Worten für die ehrenvolle Auszeichnung, die ihr in ihrer Vaterstadt geworden war, eine Anerkennung, in die wir mit wahrer Achtung vor ihrem seltenen Künstlerverdienst einstimmen. Mit gleicher Wärme wurden auch die übrigen Mitglieder der Gesellschaft begrüßt und — da man sie heute zum letzten Male zu sehen glaubte — entlassen. Den Hauptanziehungspunct des Abends aber bildete das Auftreten der Lieblinge unseres Publicums, der Sogra. Tadolini und des Sigr. Frezzolini in einzelnen Scenen im Costume aus der uns noch unbekanntem Oper: *Un'avventura di Scaramuccia*, von L. Ricci. Dieser Tonsetzer gehört, wenigstens in Deutschland, zu den weniger bekannten neueren Componisten der Italiener; die einzige Oper, welche wir in Wien von ihm kennen lernten, nemlich „Clara von Rosen-berg.“ hatte sich nur eines geringen Erfolges zu erfreuen und schien, zumal nach deutschen Ansichten und Forderungen, dem Talente Ricci's für ernste, gehaltene Tondichtungen wenig das Wort zu reden. Die gelungensten und wirksamsten Stücke jener Oper (wie z. B. Micheletto's Arie und das bekannte Duett der beyden Bässe) streiften schon an das komische Genre und scheinen den vielleicht ausschließlichen Beruf des Componisten für diese Gattung anzudeuten. Die heutigen Scenen aus der obengenannten komischen Oper haben diese Vermuthung bestätigt, und wenn die ganze Oper so ist, wie diese Scenen, so sehen wir den Ruf derselben in Italien gerechtfertigt und die musikalische Welt ist um eine überaus wirksame, ja vortreffliche komische Oper reicher geworden. Freylich gehört, um diese einzelnen Stücke so schön zu finden, als sie uns heute vorgekommen sind, auch eine Darstellung dazu, wie die heutige, denn wir gestehen offen, daß wir uns nichts Nationell-Liebenswürdigeres auf der einen Seite, und nichts Nationell-Komischeres auf der andern denken können, als Sogra. Tadolini in der Gestalt der Sandrina und Sigr. Frezzolini in der des Tomaso. Die unbeschreibliche Heiterkeit, der drollige und doch immer decente Muthwille dieser reizenden Darstellerinn, verbunden mit seltener Kunstfertigkeit und Grazie im Vortrage des Gesanges, bilden ein Ganzes, wie man es wohl nicht oft finden wird, und als Buffo können wir uns kaum erinnern, etwas von Natur aus Komischeres und zugleich Feineres, Geschickteres gesehen zu haben, als Frezzolini's Spiel und Gesang. Auch Sigr. Santi, der bisher immer nur in larmoyanten und musikalisch wenig dankbaren Parthien aufgetreten war, erschien heute so besonders gut bey Stimme und von einem so lebendigen, frischen Feuer befeelt, daß wir ihn mit vollem Rechte den Dritten in diesem lieblichen Bunde nennen dürfen. Dem Vernehmen nach soll die Oper Ricci's von denjenigen Mitgliedern der italienischen Gesellschaft, die noch eine Zeit lang in Wien zu bleiben haben, einstudiert werden und dann als Ganzes zur Aufführung kommen; sollte sich diese Hoffnung verwirklichen, so glauben wir mit gutem Grunde, die Musikfreunde unserer Hauptstadt im Voraus auf einen nicht gewöhnlichen Genuß aufmerksam machen zu können.

Herausgeber und Redacteur Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.